

setzte sich. Das Bähnchen fuhr an, ratterte über einen Straßenübergang, zog pfeifend zwischen den Gärten hin, dann bog es in leichter Kurve nach Westen, und die breiten Wiesen nahmen es auf. Prätorius schlief. Sein Gesicht war ruhig. Nur das linke Auge blinzelte im Schlaf, weil die Sonne es traf.

*

Der Traum des Menschen ist seine hervorragende Waffe gegen die Zeit. Die Vielfalt der Erscheinungen, die so oft den Blick für das Wesentliche und Eigentliche verstellen, die heruntergelebten Jahre, der Schutt des alltäglichen Ablaufs — sie alle schmelzen ein vor der Glut des Traums, und was dann auf der inneren Bühne eines Herzens zu agieren beginnt, steht unter der Gewalt des ehrlichsten Regisseurs, des Gewissens. Es genügen oft Sekunden von elektrischer Schnelligkeit, um das zu durchleuchten, was sich in der Verhaftung der Wirklichkeit mühsam durch Jahrzehnte geschleppt hat. Lüge und Ausrade, die großen Waffen, die uns geruhsam alt und taub werden lassen, zerschmelzen unter dem Blitz des Traums, und das rechte Licht, das wir scheuen, solange wir wach in der Wirklichkeit herumlaufen, fällt dann über die Dinge, und siehe, sie werden klar. Der Traum, der sich über Prätorius zog und den Motor seines Hirns zur Wahrnehmung von Gestalten und Gefühlen zwang, die nicht der gewohnten Wirklichkeit des achtundfünfzigjährigen Sanitätsrats entsprachen, war von einer seltenen Kürze. Wir können sie ablesen, denn der Zug hatte gerade das dritte Bahnwärterhaus passiert, als der Traum begann, und er hielt auf der ersten Station, einem kleinen roten Dorf, als Prätorius erwachte. Dazwischen lagen 800 Meter — dazwischen lag ein Leben.

*

Sie hatten sich an jenem Abend im Park verabredet. Unter der Hermesäule. Prätorius war von Hanau herübergekommen. Zwölf Stunden Urlaub hatte ihm der Chefarzt bewilligt. Der junge, achtundzwanzigjährige Mann erreichte den Anschluß in Miltenberg, es war im Oktober, und eine weiche, dünne Sonne lag über den Hügeln, dem Fluß und über den Wiesen. Ohne auf die Landschaft zu achten, die ihn umgab, saß der junge Prätorius im Abteil — den Brief Henriettes trug er in der Tasche. Gegen fünf Uhr erreichte er Amorbach. Er stieg aus, mied die bekannten Straßen durch einen Umweg und gelangte ungesehen in den Park. Das Laub klorierte auf den Wegen, welk lag das Gras in braunen Büscheln über den Wiesen, deren Springbrunnen schwiegen. Prätorius setzte sich auf die Bank unter die Hermesäule. Sein junges Herz war erregt. Er wartete auf Henriette. Bevor der Abend das letzte Licht entließ und die Flügel des Schlosses zur Silhouette erstarrte, kam das Mädchen den breiten Weg, der vom Gewächshaus in das Innere des Parkes führte. Prätorius bewegte sich nicht. Henriette stand vor ihm. „Guten Abend“, sagte sie. Prätorius sah weg. Henriette setzte sich neben ihm. „Du mußt mich verstehn“, sagte sie. Und als er wieder schwieg, legte sie ihren Arm um seinen Hals. „Ich kann gegen Vater nichts machen — er verlangt, daß ich den Mühlenbesitzer nehme. Du hast kein Geld. Du bist arm. Ich liebe dich.“ Sie sank an ihn, aber Prätorius bewegte sich nicht. Henriette weinte. „Du weißt nicht, wie Vater ist. Ich kann doch nicht einfach so weglaufen. Und du hast kein Geld. Was sollen wir tun?“

„Heirate ihn, den Herrn mit der Mühle“, sagte da als erstes Wort Prätorius. — „Und du?“ rief Henriette. Da erhob sich der junge Prätorius. Steil stand er im herbstlichen Abend, und er sah auf das junge, verzweifelte Mädchen. „Ich?“ frug er — er lachte: „Das Sterben ist nicht schlimm, und wenn man kein Geld hat, wie ich, Henriette, ist es doppelt leicht.“ Da weinte Henriette, und Prätorius ging auf und ab durch das gefallene Laub. Pflötzlich faßte er sich. „Henriette“, sagte er, „unsere Liebe, ich hätte nie gedacht, daß da einmal das Geld dazwischenkommen kann. Henriette, ich kann nicht leben, wenn ich weiß, daß dich ein anderer hat. Sag deinem Vater, daß er ein Mörder ist . . .“

Er ging und sah sich nicht mehr um. Henriette lag auf der Bank, und ihr Weinen war so leicht wie der Fall der Blätter zwischen den Bäumen. Prätorius ging stolz und blutleer aus dem Park. Er trat in das nächste Wirtshaus und betrank sich fürchterlich während der Nacht. Am nächsten Morgen fuhr er nach Hanau zurück. Unter den Nachwirkungen des Alkohols versuchte er mit einem Revolver in seiner Bude zu fuchteln. Aber die Feigheit, das heißt, seine Lust zu leben, warf ihn heulend aufs Bett, und als der Stationsarzt, von der Schwester gerufen, in sein Zimmer trat, nahm er ihm die Waffe weg, befahl ihm zu baden und sofort seinen Dienst anzutreten. Und der Tod rings um ihn, dieses Wegsterben der Kreaturen, begann ihn zu beruhigen. Drei Tage nach dem Abend in Amorbach erhielt er einen Brief. „Ich liebe dich“, schrieb Henriette, „aber ich gehorche meinem Vater. Nie vergesse ich dich, und ich bitte dich, nicht meinethwegen dein Leben fortzuwerfen. Geh weiter, und wenn du noch in dreißig Jahren an mich denken kannst, dann komme in dreißig Jahren in den Park auf die Bank unter der Hermesäule. Dann sind wir alt, und wir wollen uns sagen, wie es uns erging. Es hat keinen Nutzen, früh zu sterben. Man muß das durchmachen, was einem auferlegt wird, mein Lieber. Wohin kämen die Menschen, lebten sie nur nach dem, was ihnen das Herz sagt. Die Welt müßte zerspringen vor so viel Elend und Not. Du bist jung, lebe und vergiß nicht Dein Mädchen und den 18. Oktober, als Dir Dein Mädchen genommen wurde und Deinem Mädchen Du. Henriette.“

Prätorius las den Brief in Anwesenheit des Oberarztes. „Das Kind ist verdammt vernünftig“, lachte der Oberarzt. „daran ist noch keiner gestorben, daß er das verliert, was er wirklich liebt.“

„Glaubst du?“ frug Prätorius und goß den achten Kognak hinunter.

„Ja“, grinste der Oberarzt, und er stand vor dem jungen Prätorius, riesengroß in dem weißen Mantel, und er wuchs, seine Schultern durchbrachen die Decke, er durchstieß den Siebel, und als er unter dem Himmel stand und das weiße Licht der Sterne über seine Stirn fiel und Prätorius auf seiner Hand saß und der Wind durch die Nacht, über die Dächer, zwischen den Bergen und weit hinaus bis ans Ende der Welt fuhr, da lachte der Oberarzt: „Mensch“, schrie er, „wo ist einer, der sagen könnte, er habe das, was er liebt?“

*

Prätorius sprang hoch. Seine Augen waren verklebt. Mit einem Ruck hielt der Zug. Draußen lagen die Wiesen, und das Dorf hinter dem Bahnhof war rot. „Ach so“, sagte Prätorius, er lächelte und zündete sich umständlich die